

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 21 (1941-1942)
Heft: 4-5

Buchbesprechung: Bücher Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücher Rundschau

Europa und der Nahe Orient.

Nach menschlicher Voraußicht wird sich mindestens eine Phase des heutigen Völkerringens im Nahen Orient abspielen. Es kann eine entscheidende Phase sein. Werden die nahöstlichen Völker und Staaten zu einer aktiven Rolle in diesem Streit befähigt sein? Wer die Antwort auf diese Frage sucht, wird sie in der reichen einschlägigen Literatur verschieden beantwortet finden.

Zu den neuesten Arbeiten aus diesem Sachkreis gehört ein Beitrag aus der Schule Karl Haushofers, verfaßt von Conrad Oehlrich, *Das politische System der orientalischen Staaten*¹⁾. Der Verfasser möchte „in räumlich eng gezogenem Rahmen den grundlegenden Unterschied in der staatlichen Struktur des Orients in der Zeit vor dem Weltkrieg und in der Gegenwart“ nachweisen. Seine Studie soll diesen Nachweis einerseits auf einen knappen Abriß der geschichtlichen Entwicklung, andererseits auf die abgeschlossenen Verträge begründen, die das neue politische System der orientalischen Staaten sichtbar machen. Er gelangt zum Ergebnis, daß diese Staaten in ihrer Ausrichtung . . . eine Übereinstimmung der Anschauungen und eine Parallelität des Willens befunden, die sie als ein gesondertes regionales System, als eine politische Eigenwelt kennzeichnen“. Die Schrift ist ausgesprochen nationalpolitisch eingestellt; die Beurteilung der Fakten und Faktoren richtet sich nach der derzeitigen Konstellation um Deutschland. Wie alles aus dem Kreise Haushofers ist die Darstellung wissenschaftlich streng seriös und absolut gründlich; zeigt sich wiederholt das Bestreben, besonders frankobritische Gegensätze aufzuzeigen, so wird doch die Schrift vor allem der britischen Kolonialpolitik im Ganzen gerecht.

Das läßt sich nicht so gut sagen von Werner Otto von Hentig, *Der Orient rückt näher*²⁾. Die Schrift bemüht sich zu zeigen, wie infolge des Aufschwunges von Technik und Wirtschaft, der Bildung weltwirtschaftlicher und weltpolitischer Beziehungen sowie des geistigen Austausches der Nahe Osten dem europäischen Kulturfreis nähergerückt wurde. In einer Reihe von Längsschnitten entsprechend der neuesten geschichtlichen Entwicklung nahöstlicher Länder sucht der Verfasser Grab und Art dieser Annäherung zu charakterisieren und seine weltpolitischen Schlüsse daraus zu ziehen. Aus der Darstellung tritt namentlich die Geschichte der deutschen Beziehungen zu diesen Ländern hervor, speziell im Abschnitt über die Türkei. Die Erzählungsweise ist eher die einer Reisebeschreibung als die einer wissenschaftlichen Untersuchung; außerdem beeinträchtigt allzu stark zur Geltung gelangende Anglophobie Wert und Wirkung der Arbeit.

Als streng objektiv, ja nur-objektiv präsentiert sich die Untersuchung des Zürchers Hans W. Hartmann über „Die auswärtige Politik der Türkei 1923—1940³⁾. Auch Hartmann kennt den Nahen Orient aus eigener Anschauung; seine vorliegende Arbeit ist ein Teilersatz für die nichtfortgesetzten „Etudes sur l'histoire et la civilisation des états balkaniques“, die seinerzeit in Athen zu erscheinen begannen, und deren Weiterführung der Kriegsausbruch verhinderte. Hauptteil seiner Untersuchung ist räumlich der Abschnitt „Vom Friedensvertrag von Lausanne (1923) zum Bündnis mit den Westmächten (1940), inhaltlich die Charakteristik „Grundzüge der türkischen Außenpolitik“. „Folgerichtigkeit des Handelns und sorgfältiges Maßhalten kennzeichnen die Methode dieser Politik“ — darin stimmt Hartmann mit Oehlrich überein, der sich ähnlich über die nahöstliche Politik überhaupt ausdrückt. In der vorderen Front dieser Staaten befindet sich, wie Hartmann sagt, die Türkei, die als europäische und asiatische Macht noch heute (1940) einen stabilisierenden Ein-

¹⁾ Heft 15 der „Hefte zum Weltgeschehen“, herausgegeben von Karl Haushofer und Ulrich Grämer. Verlag Teubner, Leipzig 1940.

²⁾ Verlag Paul List, Leipzig 1940.

³⁾ Verlag Gebr. Leemann, Zürich 1941.

fluß ausübe. Was sie territorial oder sonstwie an Revisionen erreichte, geschah in Verhandlungen. Hartmanns Studie ist wie diejenige Dehlrichs durch ein reiches Literaturverzeichnis sorgfältig belegt. Ihre 47 Seiten sind von gediegenster wissenschaftlicher Art. Für den Beidruck wichtiger Vertragstexte wie desjenigen von Saadabad wird ihm der Leser besonderen Dank wissen.

Unvergleichbar viel weiter gespannt als bei den genannten Publikationen ist der Raum eines stattlichen Werkes von Carl Brockelmann, *Geschichte der islamischen Völker und Staaten*⁴⁾. Angesichts der noch mangelhaften Quellenlage will Brockelmann zwar nicht eine eigentliche Geschichte der islamischen Völker und Staaten von den Anfängen bis auf die Gegenwart schreiben; wohl aber möchte er „den für die Fragen der Weltpolitik interessierten Volksgenossen einen Überblick über das Schicksal der Islambekennner“ bieten. Seine zwei ersten Hauptkapitel befassen sich mit dem arabischen Reich, dem islamitischen Weltreich und seinem Zerfall. Es folgen „Die Osmanen als Vormacht des Islams“. Den Abschluß bilden „Der Islam im 19. Jahrhundert“ und „Die Neuordnung der islamischen Staaten nach dem Weltkrieg“. In unserem Rahmen dürfen wir speziell auf den letzten Teil verweisen, der trotz räumlicher Beschränkung das Wesentliche präzis und sachlich schildert, wobei er auf nationalpolitische Seitenhiebe verzichtet. Eine zuverlässige Bibliographie und ein sehr nützliches Register beschließen das Werk. Eine sachliche Schlusszusammenfassung vermißt man allerdings, wie überhaupt der rote Faden gesucht werden muß; der Grund liegt in der großen wissenschaftlichen Vorsicht des Verfassers, der sich vor gewagten Abstraktionen hütet.

Vom vielen Geheimnisvollen des Nahen Orients ist nicht am wenigsten geheimnisvoll die Gestalt des englischen Helden Lawrence of Arabia. Eine englische Schilderung „Lawrence by his Friends“ wurde von Hans Rothe ins Deutsche übertragen⁵⁾. Die Mutter, ein Bruder, Lehrer, Mitschüler, Vorgesetzte, Kameraden, Freunde, Weggefährten geben, jedes nach seiner Art und Möglichkeit, Einblicke in sein Wesen und seine Seele, so wie sie ihnen sich boten, oder erzählten von seinem Tun und Denken, wie sie es miterlebten. Packend stellt Winston Churchill Lawrences tiefe Enttäuschung dar über die Haltung der Pariser Friedenskonferenz gegenüber der arabischen Frage. Lawrence sollte den zweithöchsten Orden Großbritanniens erhalten. In einem Sonderempfang vor der feierlichen Ordensüberreichung erklärte Lawrence dem König Georg V., „daß es ihm unmöglich sei, irgend eine Auszeichnung von seiner Majestät anzunehmen, solange Großbritannien die feierlichen Versicherungen mißachte, die er (Lawrence) den Arabern, die so tapfer gekämpft hätten, im Namen Großbritanniens gemacht“. In den allernächsten Jahren mag sich zeigen, ob nicht Lawrence damals sehr viel schärfer sah als maßgebende britische Staatsmänner. Er machte keine Preßfehde aus dem Streit, sondern verschwand als Lawrence, trat als einfacher Soldat unter anderem Namen in die neue britische Fliegerwaffe ein und lebte seinen Kameraden das Leben eines mustergültigen britischen Fliegersoldaten vor. Vielleicht half er so jenen Geist der Royal Air Force schaffen, der bis jetzt das Reich rettete. Dieses Buch ergreift die Seele und belebt den Geist.

O tto Weiß.

Militärische Bücher.

Zunächst sollen einige Neuerscheinungen kriegsgeschichtlichen Inhaltes angezeigt werden. Trotz des gegenwärtigen Kriegsgeschehens bleibt das Interesse an kriegsgeschichtlichen Schilderungen auch früherer Feldzüge wach, natürlich umso mehr, wenn diese in irgend einem Zusammenhange mit den gegenwärtigen Operationen stehen. Ein solcher läßt sich z. B. beim türkisch-ägyptischen Feldzug von 1839 in geographischer Beziehung finden. Bedeutungsvoller mag allerdings hier sein, daß es Moltke's erster Feldzug war, der in der vorliegenden Darstellung von Eberhard Kessel (Verlag C. S. Mittler & Sohn, Berlin 1939) mit bekannter

⁴⁾ Verlag Oldenbourg, München und Berlin 1939.

⁵⁾ Oberst Lawrence, geschildert von seinen Freunden. Herausgegeben von A. W. Lawrence. Verlag Paul Lüst, Leipzig 1938.

Sachkunde geschildert wird. Vor Königgrätz wußte die Öffentlichkeit wenig von Moltke, der in dieser Schlacht plötzlich vom unbekannten Manne zum berühmten Feldherrn wurde. Es ist deshalb reizvoll, sein Werden bis zu diesem Zeitpunkte zu verfolgen. Der türkisch-ägyptische Feldzug war, wie aus der Schilderung deutlich hervorgeht, für Moltkes militärische, aber auch für seine menschliche Entwicklung sehr bestimmt gewesen. — In anderem Betracht finden wir einen Zusammenhang zwischen der Gegenwart und dem Buche: **Handstreich gegen Lüttich vom 3. bis 7. August 1914**, der vom Generalstab des Heeres (7. kriegswissenschaftliche Abteilung) (Verlag E. S. Mittler & Sohn, Berlin 1939) monographisch bearbeitet wurde. Die Festung Lüttich ist im Mai 1940 vom deutschen Heere wiederum in kurzer Zeit handstreichartig genommen worden. Die beiden Operationen gelegentlich vergleichend zu behandeln, dürfte eine sehr lohnende Arbeit sein. Auf alle Fälle läßt sich sagen, daß das kühne Vorgehen Ludendorffs heute sehr neuzeitlich anmutet. Im Weltkriege blieb der Handstreich gegen Lüttich eine seltene Ausnahme. Im gegenwärtigen Kriege stellen solche Unternehmungen schon mehr die Regel dar.

Vom derzeitigen kriegerischen Geschehen sind die Werke, welche die nähere Bezeichnung kriegsgeschichtlich verdienen, noch selten. Es darf aber z. B. das Buch **Unser Kampf in Norwegen** (F. Bruckmann Verlag, München 1940) in diesem Sinne genannt werden. Verschiedene Verfasser geben eine gut dokumentierte Darstellung dieser äußerst kühnen Operation. Ergänzt wird die Schilderung durch die von G. von Hase im Auftrag des Oberkommandos der Marine herausgegebenen sehr anschaulichen Erlebnisberichte von Mitkämpfern. Dieses Buch erschien unter dem Titel **Die Kriegsmarine erobert Norwegens Fjorde** (Verlag v. Hase & Koehler, Leipzig 1941). — Zum Feldzug gegen Holland, Belgien und Frankreich gab seinerzeit Erich Murawski Erläuterungen zu den Wehrmachtberichten, die immer bestrebt waren, die großen Linien festzuhalten und die Zusammenhänge herauszustellen. Diese Erläuterungen, **der Durchbruch im Westen** (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg 1940) betitelt, stellen, bevor eingehende kriegsgeschichtliche Bearbeitungen vorliegen, eine sehr wertvolle Gesamtschilderung dar.

Zahlreich erscheinen nach wie vor Erlebnisberichte einzelner Feldzugteilnehmer. Dieter Evers zeigt Einzelheiten vom Einsatz eines Panzerzuges in Polen in **Panzer schließen den Ring**. (Enßlin & Laiblin Verlag, Reutlingen 1941) und Peter Supf schildert **Kriegserlebnisse unserer Luftwaffe** (Union deutsche Verlags-gesellschaft, Stuttgart 1940). Die Berichte sind dermaßen packend geschrieben, daß man sie mit Spannung liest, auch wenn man schon mehrere ähnliche Darstellungen zur Kenntnis genommen hat. Besondere Aufmerksamkeit verdient das Kriegstagebuch des elsässischen Reservisten Renatus Konstanzer: **Elf Monate hinter der Maginotlinie** (Verlag A. W. Hayn's Erben, Potsdam und Berlin 1941), weil es zeigt, wie grundfalsch das französische Denken in bezug auf den neuzeitlichen Krieg war. Man vertraute den Festigungswerken und glaubte im übrigen, daß esstellenweise genüge, einen uniformierten Bürger zu bewaffnen und in den Kampf zu schicken. Betrüblich wird man es finden, daß beim Verfasser, der den Weltkrieg auf deutscher Seite als Soldat erlebte, sowenig Soldatentum übrig blieb. Er hätte sonst in verschiedenen Lagen anders handeln müssen.

In der Schriftenreihe „Schweizer Wehr“ (Verlag A. R. Sauerländer & Co., Aarau) sind 1941 zwei neue Bändchen erschienen, die beide für die militärische Erziehung sehr wertvoll sind. Karl Walde behandelt den Nahkampf und gibt in kurzer systematischer Gliederung gute Winke für die Ausbildung. Walter Höhn legt unter dem Titel **Schweizer Soldatengeist** eine Sammlung bemerkenswerter Taten aus unserer Kriegsgeschichte vor. Für den theoretischen Unterricht, beispielsweise an Rekruten, kann man sich einen besseren Behelf kaum denken, zumal hier alles in der einfachen, nüchternen Sprache des Soldaten erzählt wird, ohne die Überschwänglichkeit, wie sie heute leider bei uns so oft zu treffen ist.

Zum Schluß sei noch empfehlend ein neues **Militärisches Wörterbuch** von Fritz Eberhardt (Alfred Körner Verlag, Stuttgart 1940) erwähnt, das jedem, der sich mit militärischen Fragen beschäftigt, ein zuverlässiges Nachschlagewerk sein wird.

Gustav Däniker.

Schweizer Erzähler.

Der schweizerische Anteil macht ja wohl nur einen bescheidenen Bruchteil der gesamten deutschsprachigen erzählenden Literatur aus. Aber bringt man ihn in Beziehung zu den drei Millionen Deutschschweizern, so darf man diese literarische Produktion wenigstens quantitativ sehr bedeutend heißen. Sie muß recht verschiedenartigen Bedürfnissen genügen, und nicht ein jedes Buch ist für alle geschrieben. Doch wird man sagen dürfen, daß unser schweizerisches Schrifttum einen sehr ernst zu nehmenden Grundzug aufweist, wenn auch nicht immer und überall die künstlerische Gestaltung den Impulsen völlig entsprechen mag, mit denen ein Autor an die Riedverschrift seines Werkes gegangen ist.

Eine besondere Pflege erfährt bei uns die einfache, volknahe Erzählung, und wir wollen uns dessen freuen, da solche Schriften volkserzieherisch von besonderem Werte sind: ein festes Volkswerk jedenfalls gegen süßliche importierte Romanblättchen, gegen die es leider keine andere Abwehr gibt. Da schreibt zum Beispiel **Frau Brigitte** in gesunder fraulicher Herbe ein halbes Dutzend Erzählungen unter dem Titel „**Auf der Sonnenegg**“ (Verlag Walter Voepthien, Meiringen 1941), von denen besonders die Titelerzählung durch ihre schöne menschliche Haltung und sparsame Schilderung eindrucksvoll ist. — Ebenso muß man mit großer Achtung von den Büchern von **Marie Bretscher** reden. Im Roman „**Die Magd Brigitte**“ (Verlag Friedrich Reinhardt, Basel 1940) wendet sie sich dem tapfer bestandenen Schicksal einer Bauernmagd zu, die Leid über Leid erfährt, aber in treuer Pflichterfüllung darüber hinauswächst. Das ist alles mit sorgfältig gestaltender Hand dargestellt, und zugleich belebt die Autorin das leidenschaftliche Verlangen, wahrhaftig zu sein und das Leben in seiner ganzen Größe hinzunehmen, sodaß man gern und dankbar bei ihr zu Gäste ist. — Eine beachtendwerte Kunst der Gestaltung hat **Marie Bretscher** auch an ihre neueste Erzählung gewendet, „**Der Wanderer gegen Abend**“ (Verlag Friedrich Reinhardt, Basel 1941). Es ist ebenfalls eine Bauerngeschichte, und sie erzählt, wie ein Bauernsohn unter dem harten Druck seiner Großmutter eine ungeliebte Frau heiratet und spät erst, als „Wanderer gegen den Abend“ endgültig das Schicksal seines Hauses in Ordnung bringen kann. Hellsichtig und warm sind darin die Menschen in ihrer Naturverbundenheit gezeichnet, mit einer ungekünstelten, warmen und doch sorgfältig abgemessenen Sprache. — **Ernst Nägeli**, ein junger Bauer vom Hasliberg, hat erst einen Novellenband veröffentlicht; jetzt legt er einen „**Schweizer Bauernroman**“ unter dem Titel „**Das Mark im Bauernholz**“ vor (Verlag Walter Voepthien, Meiringen 1941). Er hat Leben und Dorfpolitik eines kleinen Bergdorfes zum Vorwurf, und man spürt, wie gut sich der Autor in diesen Verhältnissen auskennt: es ist alles genau geschaut und vieles sehr plastisch geschildert. In einigen Einzelheiten (besonders des sprachlichen Ausdrucks) verrät sich wohl noch der Ansänger, dem eine größere schriftstellerische Erfahrung mangelt, aber das Buch hat Vorteile genug, die dagegen ins Gewicht fallen, und man freut sich, festzustellen, daß in **Ernst Nägeli** ein fernhafter volkstümlicher Erzähler im Aufstieg ist. — Unter die wohlbekannten Namen gehört **Gustav Renker**, der in einem „**Roman aus den Bergen**“, „**Schrattenfluh**“ (Verlag Friedrich Reinhardt, Basel 1941), diesmal nicht in die Hochalpen, sondern in die Welt eines Emmentaler Badegasthofes führt und erweist, wie tief er auch in die landschaftlichen Geheimnisse um das Bergwunder der Schrattenfluh eingedrungen ist. In dieser Landschaftsschilderung, die in besonders reifer sprachlicher Gestaltung gegeben ist, liegt der unbestreitbare Wert des Buches. Die Handlung ist dadurch eigentümlich, daß sie ein ausgeprägt romantisches Motiv in einem ländlich-einfachen Lebenskreis abwandelt: dies führt auch zu einer interessanten Zeichnung der am Geschehen beteiligten Menschen.

Die volkstümliche Erzählung hat sich immer auch gern geschichtlichen Vorwürfen zugewendet. So legt **Werner Augsburger** eine „**Erzählung aus der Zeit des Laupenkrieges**“, „**Treue um Treue**“ vor (Verlag der Verbandsdruckerei A.-G., Bern 1941). Sie verflieht eine Liebesgeschichte in die Darstellung der Fehde zwischen Bern und dem Savoischen Adel, doch fehlt ihr etwas der dramatische Zug, da sie zu ausgiebig das Wissenswerte in breit angelegten Gesprächen mitteilt und weniger die stille Tat und Gebärde reden läßt. Doch wird in der anspruchslosen Erzäh-

lung gleichwohl eine klare Überzeugung in nationalen Fragen spürbar. — Vier geschichtliche Erzählungen veröffentlicht **Fritz Lendi** unter dem Titel „**Späte Heimkehr**“ (Verlag Walter Voepthien, Meiringen 1941). Sie geben in angenehmer Knappheit und auf Grund guter Sachkenntnis Einblicke in vergangenes Geschehen und wirken so als eine Art historischer Miniaturen, denen man eine freundliche Erinnerung bewahrt. — Ein junger Autor — „er mußte ein Pseudonym wählen, da er den gleichen Vornamen trägt wie sein Vater, der zu unseren bekanntesten Schriftstellern zählt“ — gibt unter dem Pseudonym **Kaspar Subinger** eine „Erzählung aus dem Bernbiet“, „**Der Bauerngeneral**“ heraus (Verlag Friedrich Reinhardt, Basel 1941). Es ist die Erzählung von Niklaus Leuenberger, seiner Verwicklung in die Wirren des Bauernkrieges und seinem Tod. Der Autor entwirft in nicht völlig geschlossener Darstellung, bisweilen die Rolle des Erzählers mit der des Geschichtsschreibers vertauschend, ein farbiges Bild der Zeit und der Gestalt des Bauerngenerals, und auch die zweite Erzählung des Büchleins, die eine kulturhistorisch interessante Darstellung des letzten großen Kriegerprozesses der Schweiz im Jahre 1747 bringt, hat diese Vorzüge. — Einen darstellerisch schön abgewogenen Roman, „**Schicksal am Gotthard**“ schenkt uns **Rudolf Schneker** (Verlag Friedrich Reinhardt, Basel 1941). Er schildert die Zeit der Durchtunnelung des Gotthards und zeigt eindrucksvoll auf, wie stark hier die Technik ins Leben der Bergbevölkerung eingegriffen hat. Die Darstellung verrät die Hand eines Mannes, der sich wohl in den Problemen des geschichtlichen Romanes auskennt: nicht nur einzelne besonders lebensnahe Schilderungen sind herauszuheben, sondern vor allem die starke menschliche Durchdringung des Ganzen — kein Geschehen, das nicht vor allem in seiner Wirkung auf die Menschen deutlich würde.

Neben der volkstümlichen Erzählung mit ländlichen, landschaftlichen oder geschichtlichen Motiven stehen Bücher, die sich dem Zeitgeschehen, Zeitströmungen und Zeitproblemen zuwenden. „**Gotthard, September 1939**“ von **Peter Pee** (Verlag Rascher, Zürich 1940) ist eine der ersten literarischen Reaktionen auf die Kriegsmobilisierung. Das Buch schildert in flüssiger Sprache und leicht hingeworfen das Erlebnis eines Auslandschweizers, der in der Heimat vom Kriegsaubruch überrascht wird, seinen Dienst leistet und nach allerlei Verwicklungen wieder mit seiner Frau, die ihm nachgereist ist, zusammenkommt. Viel menschlich Wohltuendes tritt einem aus der Darstellung entgegen, die frisch, aber auch ausgesprochen skizzenhaft wirkt. — Von **Friedrich Glauser** liegt ein Kriminalroman „**Der Tee der drei alten Damen**“ (Morgartenverlag, Zürich 1941) vor. Es ist diesmal kein Wachtmeister Studer-Roman, sondern die Geschichte bewegt sich in einer noch raffinierteren Welt: in der Völkerbundstadt zur Zeit ihres Hochbetriebes, und der Autor versteht es mit ausgezeichnetem Geschick, Spannungen zu schüren und zu entladen, und ist nie um neue Einfälle der kriminellen Taktik verlegen, so daß man das Buch (wenn man es mit der bei uns üblichen Unterhaltungsliteratur vergleicht) nicht nur als eine unterhaltende, sondern auch als verblüffende Lektüre bezeichnen muß. — Der Roman „**Isabell**“ von **Alfred Gruber** (Drell Füssl-Berlag, Zürich 1940) will mehr sein als ein Unterhaltungsroman. Er schildert zwar in sehr bewegter Darstellung manche Außerlichkeit des sportlichen Lebens, aber es kommt dem Autor darauf an, im Ablauf des Romanes die Akzente zu versetzen, er wendet sich „gegen die Überbewertung von Sport und Geld, führt aus der Richtungslosigkeit der Jugend zur Liebe, aus der Außerlichkeit des schillernden Glanzes zur Innerlichkeit der bleibenden Werte“, und gibt so ein Beispiel eindringlicher Zeit- und Gesellschaftskritik, der man dankbar zustimmt. — „**Vaterhaus**“ nennt **Paul Ilg** seinen drei Novellen umfassenden Band (Verlag Rascher, Zürich 1941), der in dreimaliger Abwandlung zu Menschen führt, die sich auf ihre Weise aus den Fesseln des Vaterhauses lösen müssen. Der Verfasser selber redet nicht von „Novellen“ — es sind auch eher psychologische Studien von starker Eindringlichkeit und starker innerer Spannung, die eine tragische Lebenslage enthüllen. Auch sie stellen, wenn schon kein Wort darüber verloren wird, eine eindrückliche Zeitkritik dar und weisen still darauf hin, wie schwer ein Leben wird, wenn es nicht frei aus der Enge in die Weite wachsen kann. — Von einer Frau, von **Lisa Wenger**, vernehmen wir in einem seltsamen Roman, „**Ein Mann ohne Ehre**“ (Morgarten-Berlag, Zürich 1941) die Botschaft, daß der Verstand allein das Leben nicht zu führen vermag, wenn ihm die Verankerung in einem festen

Grunde des Gemütes fehlt. Ob die Menschheit zwar, wie die Verlagsanzeige glaubt, heute an einer „einseitigen Schädigung des Geistes“ kranke, darüber dürften die Meinungen geteilt sein (vielleicht ergäbe sich sofort eine Übereinstimmung, wenn man sich darüber einigte, was man unter „Geist“ verstehen will); aber das Beispiel des Lebenslaufes, den Lisa Wenger in ihrem kraftvoll gestalteten Roman darstellt, zeigt jedenfalls in nachdrücklicher Weise auf, wie gefährlich eine einseitig verstandesmäßige Wesensanlage sich auf die Führung eines Lebens auswirken kann. — „Die große Unruhe“ ist der Titel des Romances von **Albin Zollinger** (Atlantis-Verlag, Zürich 1939), der sich zuerst als Lyriker einen Namen gemacht hat. Der Roman schildert „das Schicksal eines Schweizers, der aus einem Ehezerwürfnis heraus nach Paris fährt und dort in eine kosmopolitische Künstlergesellschaft gerät“, sowie die Erlebnisse seiner Frau, mit der er sich am Schlusse wieder zusammenfindet. Wie stark alle diese Erlebnisse die künftige Lebensführung des Paares zu festigen vermögen, wie weit eine Klärung erfolgt ist, wird nicht recht ersichtlich. Hierauf dürfte der Autor weniger Gewicht gelegt haben als auf eine in verwirrender Buntheit sich folgende Reihe von Lebensausschnitten, die den Daseinskreis der Hauptfiguren des Buches berühren: die Vielgestaltigkeit des Lebens und seine Unergründlichkeit darzustellen, reizte ihn. So sind es besonders farbig und bewegt gestaltete Einzelszenen, die einem nach der Lektüre des Buches haften bleiben. Eine traumhaft sich immer wandelnde Stimmung umfängt das Buch — hierin liegt, wenn wir recht sehen, seine besondere Eigentümlichkeit. — Auch das Buch von **Alfred Fankhauser**, „Der Messias“ (Verlag der Büchergilde Gutenberg, Zürich 1941) geht von einem Ehezerwürfnis aus. Doch hier gilt es dem Autor, seinen Helden zur Klarheit und zu einer Vereinigung seines Daseins gelangen zu lassen, und er führt seinen Plan in meisterhafter Komposition und mit straffer Handlung bis zum Ende. Ausgezeichnet ist die plastische, wirklichkeitssnahe Darstellung aller Gestalten, und seltsam berückend verbindet sich damit der Drang, das Klein-Menschliche durch das Aufbrechen der inneren Kräfte ins Große wachsen zu lassen und so zu erlösen. Es entstand damit ein Roman, der, von der Seite der Kunst wie von der Seite des Lebens her betrachtet, in gleicher Weise wesentlich wirkt, und wer nicht dazu kommt, von vielerlei Erscheinungen des Büchermarktes Kenntnis zu nehmen, müßte doch (trotz dem Titel, der die Erwartungen eher auf eine falsche Spur lenkt) sich diesem einen Buche zuwenden. — Drei Novellen stellt **Ernst Zahn** unter dem Titel „Dreiklang der Liebe“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1940) zusammen. Es ist eines der schönsten und reifsten Werke Zahns, die ich kenne. Dreimal klingt das Motiv verzichtender Liebe auf: im Taldorf, in den Bergen und in der Stadt, und in so verinnerlichter Weise, daß eine vollkommen reine und warme Stimmung wachgerufen wird. Kompositorisch besonders eindrucksvoll ist mir die letzte der drei Novellen, „Es fährt vorbei“, die in einer Goldschmiedwerkstatt in der Stadt spielt, und die, auch rein handwerklich betrachtet, ein Meisterwerk darstellt und würdig an die Seite der edeln aus dieser Kunstsäte hervorgehenden Gebilde tritt.

Wir haben auch schon im Zusammenhang mit der deutsch-schweizerischen erzählenden Literatur auf **C. F. Ramuz** hingewiesen, der eine Größe darstellt, an der wir auch in unserem Raume nicht vorbeisehen können, und der in **Werner Johannes Guggenheim** einen Übersetzer von hervorragender Qualität gefunden hat, so daß zu hoffen ist, daß die Werke des Waadtländers auch in der deutschen Schweiz und unter Menschen, die sich nicht leicht zur Lektüre eines französischen Buches entschließen, viele warme und begeisterte Freunde gewinnen werden. Im Roman „**Aimé Pache, ein waadtländischer Maler**“ (Humanitas-Verlag, Zürich 1941) schildert der Dichter den mühevollen Werdegang eines waadtländischen Malers, seine bescheidenen Anfänge, da er in langweiligen Zeichenstunden Gipsfiguren kopiertfeien muß, den Durchbruch des Entschlusses, Maler zu werden, die Reifung zum Künstler in Paris. Über allem aber, seine Verbundenheit mit der geliebten Heimat, aus der er die Kraft zum Durchhalten schöpft und den Impuls zur entscheidenden Leistung. Auch in der Ferne wirkt sie noch, vielleicht intensiver als in der Nähe: „Unser Land und die Leute daheim sehe ich besser von hier (von Paris) aus“. Sein Werk aber, in dem er sich als voller Künstler ausweist, stellt „den Waadtländer Dragoner“ dar. Man kann nicht verkennen, wie immer wieder, mögen die äußeren Verhältnisse noch so verschieden sein, dem Dichter sich Parallelen

zu seinem eigenen inneren Entwicklungsgang aufdrängen — dies und die Liebe zur Heimat gibt dem Buche seinen tiefen, stillen Glanz. — Direkt wendet sich Ramuz der Heimat in seinem „**Gesang von den Ländern der Rhone**“ zu, den der Morgarten-Verlag (Zürich 1941) in einer Prachtausgabe mit 30 Zeichnungen von Eugen Früh auflegt. Ein Gesang in Prosa, wunderbar dicht gefügt und von Werner Johannes Guggenheim mit vollendetem Kunst übertragen, der das Land der Heimat lobpreist, das Land der Rhone von ihrem Ursprung bis zu den gesegneten Hängen des Léman: nichts von Süßlichkeit, sondern voller Herbe — man spürt den Duft der Schollen in den Rebhängen, den Wein, der hier wächst, die Menschen, die schaffig und froh ihrer harten Arbeit obliegen, und den Dichter, der ohne ein einziges verblässendes Wort das Wunder der Heimat zu fassen sucht und es im Geiste einer unnennbaren Liebe tut: „Nichts wird geboren, es sei denn aus Liebe, und nichts wird geschaffen, es sei denn aus Liebe; nur muß man versuchen, alle Stufen der Liebe zu erkennen, und alle Arten der Liebe“. — Aber am tiefsten wird man berührt und mit der vollsten Anteilnahme hört man auf, wenn C. F. Ramuz von sich selber spricht. Dies geschieht in seinem Buche „**Entdeckung der Welt**“ (Verlag der Büchergilde Gutenberg, Zürich 1940), worin er mit der Ehrlichkeit und ungesuchten Eindringlichkeit, die zu seinem Wesen gehören, von seiner Jugend und seinem Morgengang in die Welt erzählt. In satter Sprache, wie alle seine Werke, ist dies Buch geschrieben. Erfüllt, durchdrungen von der Bedeutung des Urerlebnisses läßt der Erzähler Szene auf Szene, Schilderung auf Schilderung folgen, sozusagen ohne Kommentar. Es sind nur Erinnerungen, aber Erinnerungen von einer bestürzenden Kraft der Einprägsamkeit — man wird diesen Band nicht wieder aus den Händen geben wollen.

Die im Verlag Eugen Rentsch (Erlenbach-Zürich) erscheinende **Tornister-Bibliothek** mit ihren schmucken, schmalen, aber gehaltvollen Heften hat jüngst ein exfreudliches Jubiläum feiern können: sie ist auf eine Gesamtauflage von 50 000 Exemplaren hinaufgekommen. Dies ist umso bemerkenswerter, als die Sammlung in keiner Weise auf oberflächliche Unterhaltung ausgeht, sondern den guten Geistern stiller Besinnung rufen will und es, man darf sagen: leidenschaftlich, mit der Qualität hält. Herausgeber und Verlag hat schon von Anfang an der Entschluß geehrt, auf diese Karte zu setzen, ihr Erfolg aber ehrt die Soldaten, die in solcher Zahl nach dieser Kost gegriffen haben. Unterdessen geht die Sammlung mutig weiter. In einem Heft stellt **Eduard Korrodi** literarische Stimmen über „**Nillaus von Flüe**“ zusammen, ein anderes reicht Proben aus den von **Arnold Bühli** fundig gesammelten und sorgsam in ihre Form gebrachten „**Schweizer-sagen**“, in einem dritten veröffentlicht **Fritz Ernst** kostbare Seiten der Erinnerungen **Johannes Ramsauers** an **Pestalozzi**, und ein viertes bringt aus der Feder von **Fritz Blanke** eine eindrucksvolle Würdigung von **Ulrich Zwinglis** Wesen und Wirken und eine knappe Sammlung von Kernstellen aus Zwinglis Schriften. — Auch der Verlag der Schweizer Bücherfreunde (Zürich) ist dem Lesebedürfnis der Soldaten entgegengekommen und hat eine „**Soldaten-Bücherei**“ herausgegeben. Von ihr liegt mir der dritte Band vor, in dem unter dem Titel „**Das Herz, die Ede, der Esel und andere Geschichten**“ eine Sammlung von kurzen Erzählungen und Skizzen von **Arnold Kübler** erschienen ist. Sie hat ein Doppelgesicht: man kann sie belustigt obenhin lesen und sich der Ironie der Darstellung, der sprühenden Einfälle, der amüsanten Pointen freuen, die verschwenderisch über das Ganze verstreut sind. Nimmt man das Buch aber als Ganzes, so bemerkt man wohl, wie hinter der Ironie (ach, es ist zumeist die Selbstrironie), den sprühenden Einfällen und leuchtenden Pointen etwas anderes steht: das Bemühen, sich Rechenschaft über das kuriose Leben zu geben und über seinen Kleinkram hinaus und ins Wesentliche zu schreiten. Darum wirken auch die Seiten, auf denen von Menschen die Rede ist, die dies vollbracht haben, so stark, z. B. die rührende Erinnerung an den Fahrknecht Johann Jakob Alschmann, oder die Zuwendung zu Menschen, die noch jenseits dieser tragikomischen Schwierigkeiten stehen — die Zuwendung zu den Kindern.

Carl Günther.

Die Schweiz von außen gesehen.

Hans Rawiasky: Die Schweiz von außen gesehen. Geleitwort von Prof. Dr. Georg Thürer. Verlag Oprecht, Zürich u. New York 1940.

Ein freundliches Schriftchen von 30 Seiten über unsren Staat. Der nicht aus der Schweiz gebürtige, aber hier seit langem tätige Verfasser skizziert das Wesen der Schweiz als „einer unabhängigen, wehrhaften, föderalistischen, vielsprachigen Demokratie mit ausgeprägter bürgerlicher Freiheit auf ausgeglichener sozialer Grundlage, verwurzelt in der christlichen Kultur“. „Fast wäre man versucht, von einem Meisterwerk der Schöpfung zu sprechen“, meint der wohlwollende Beurteiler, von dem wir uns das gern sagen lassen, ohne zu vergessen, daß wir selber zur Zeit vor allem den Mut haben müssen, über Sinn und Berechtigung des einschränkenden „fast“ zu klarer Einsicht zu gelangen; denn der Hemmungen und Gefahren, die im Wesen und in der Geschichte unsres Staates liegen, sind nicht wenige. Der Verzagtheit und der undankbaren Unzufriedenheit mancher sind solche Urteile von Ausländern mit Nutzen entgegen zu halten, aber der Selbstzufriedenheit und Selbstsicherheit der Menge muß nicht minder durch tapfere Kritik begegnet werden.

Ungesagtes zu sagen war dem Verfasser im knappen Umfang eines Vortrags natürlich nicht möglich.

Eduard Bloch.

Tessiner Literatur.

Bei der Überproduktion an Tessiner Literatur in den letzten Jahren ist es vielleicht ratsam, die deutschsprachigen Leser auf die künstlerisch wertvollen Bücher, die im italienisch sprechenden Teil der Schweiz erschienen sind, aufmerksam zu machen. Vor allem ragen drei Werke hervor: „Storielle Primaverili“ von Elena Bonzanigo, „Ritagli“, von Piero Bianconi und „Intimo Cielo“, von Valerio Abbondio.

Elena Bonzanigo: Storielle Primaverili. Orell Füssli, Zürich 1938.

Diese „Frühlings-Erzählungen“ sind einzelne autobiographische Novellen einer Tessiner Dichterin, welche die Entwicklung einer Kindheit darstellen, vom ersten Bewußtwerden des Kindes bis zum heranreifenden Mädchen, das zum ersten Mal beichten geht; von der ersten verbotenen Frucht, der entrissenen Milchflasche, bis zum Baum der Erkenntnis und dem Problem der Sünde, das sich bei der Firmung drohend stellt. Dazwischen liegen viele, echt empfundene Kindererlebnisse. Das erste große Heimweh in London, wo alle englisch sprechen, „sogar die Kinder“, wo das kleine Mädchen zu schluchzen anfängt vor der befremdenden Gesellschaft im Abendkleid, „weil die Herren so viel Hemd anhaben und die Frauen nicht“; dann nimmt es sein buntes südlisches Wollkleid, das auch schon fahl zu werden scheint, mit in sein Bettchen als letztes Stück Bellinzona, das man noch retten konnte.

In Pisa beginnt ein neuer Lebensabschnitt. Die Begegnung mit dem „Sternenfeger“, dem Angestellten, der abends die Laternen anzündet, endet tragisch: der Bub des armen Mannes stirbt im Spital. Da schleicht die kleine Lola beklommen weg, als ob der Tod des Knaben „ein wenig ihre Schuld wäre“. In der Kleinkinderschule erwacht ihr Gerechtigkeitsgefühl, und sogar ein kleiner Diebstahl scheint dem Kind richtig, wenn er zum guten Zweck dient, die misshandelte Maura mit den dünnen Zöpfchen und den munteren Mausaugen zu trösten.

Nicht weniger stark ist der erste Eindruck des Todes, der sich mit der Fratze einer schmelzenden Puppe vermischt; dann der verzweifelte Versuch, dieser halb-verstandenen Trauer auf der Schaukel zu entrinnen, die das Kind immer weiter und weiter durch die eisige Luft trägt, näher der schöneren Welt, in welche die geliebte Großmutter eingegangen ist.

Eine neue Veränderung tritt ein: man zieht nach Genua, in ein verschlossenes Haus, das seine einzige Terrasse zu oberst verborgen hält, wie ein Marmeladentopf auf einem Schrank. Daneben wohnen die Kindelkinder, die Knaben, die niemandem gehören und für die Lola Früchte in der Speisekammer sammeln. Aber die Freundschaft wird enttäuscht, und der Steinwurf, der am Heiligen Abend den obersten Stern des Christbaumes trifft, gehört wohl zu den bittersten Kindheits-erfahrungen.

Darauf kommt der schöne vornehme Knabe, der aussieht wie ein Märchenprinz, aber tote Beine hat; er mißversteht die wohlgemeinte Zeichnung, und auch diese Freundschaft geht in die Brüche.

Das Leben wird komplizierter. Schon bereitet sich das Kind auf die Firmung vor; da vergibt es eine Sünde zu beichten — war sie wirklich nur „vergessen“ worden? — Die Qualen des erwachenden Gewissens hören auch nicht auf, als der Priester die Sünde lachend vergeben hat. Was ist denn „Sünde“? Der Gegensatz von Gut und Böse ist aufgetaucht. Nun wird es für die Zukunft heißen, selbst die guten Früchte von den bösen zu unterscheiden.

Diese Schriftstellerin versteht es, uns die Welt der Kindheit echt und lebendig zu vermitteln; die Bilder sind so frisch, wie von erstaunten Kinderblicken gesehen. Denken wir an die Tochter der Abwärtsfrau, die „zwei Augen so grün wie Erbsen, zwei Zöpfe gelb wie Rüben und eine unzählige Menge von Sommersprossen und für jede Sommersprosse einen verrückten Einfall“ hatte.

Oder an den franken Herrn Ottavio in einem Haufen von Kissen, sein Gesicht ist „blau und geschwollen wie eine Hortensie“. Nurse Brown hat das Lachen einer „Tastenreihe“; die Nonne hat das dichte schwarze Haar um das Gesicht wie „dunkle Wolken um den Mond“, die harten glänzenden Augen sind zwischen den stachlichen Wimpern „wie in einer Kastanenschale“, im feurigen Mund „glitzern die Zähne wie Messer“, ihre weißen baumwollenen Strümpfe sind prall gefüllt, und wo sie vorbei geht, „tauchen die Soldaten wie Pilze auf“. Dagegen hebt sich die liebliche Gestalt der Nonne ab: Suor Nerina mit dem bleichen, schmalen Gesicht „wie ein Zuckerei“, und blonden zarten Augen „wie Muskateller Trauben“.

Wir sehen die Königin Margherita, die halb wie eine Muttergottes, halb wie eine Großmutter lächelt, sodaß das verwirzte Kind, die königliche Würde vergessend, die Arme um ihren Hals legt. Und wir sehen den Bischof die Puppen segnen, ohne daß es die Erwachsenen merken: durch den heiligen Ernst der Kinder wird aus dem Spiel eine wirkliche feierliche Zeremonie. Mit dem gleichen Zartgefühl und Verständnis, das Monsignore mit den Kindern verband, kann Elena Bonzanigo selbst die vergangene Zauberwelt in ihrer ganzen Frische uns eröffnen; sie sieht sie noch mit großen Kinderaugen.

Wenn Angelo Gatti in seinen Aphorismen sagt, daß die Jugend ein Alter sei, das alle besessen zu haben glauben, das aber nur den Begeisterten, den Träumern und Dichtern gehörte, so freuen wir uns über dieses Dichterherz, das es versteht, im wahrsten und schönsten Sinn jung zu sein.

Piero Bianconi: *Ritagli. Ist. Edit. Ticinese, Bellinzona 1935.*

„Ausschnitte“: die große offene Schwere auf dem Titelblatt dieses Buches ist deutlich. Da und dort wurden Eindrücke, Erlebnisse, Betrachtungen aus dem Leben des Schreibenden mit glücklicher Hand herausgeschnitten und dem Leser nahe gebracht, manchmal so nahe, daß er die bestimmte Atmosphäre einzuatmen glaubt und das Erlebte intensiv nachempfindet. So besuchen wir mit dem Dichter berühmte Stätten der Erinnerung: wir finden mit ihm Pascoli in der Garfagnana und Vergil in der heiteren lombardischen Ebene oder im rauhen, einsamen Tessinerdorf, wo dem jungen Bianconi die Sterne das Latein näher brachten und das Latein die Sterne.

In Rom erleben wir die Heiligsprechung Don Boscos, die Erwartung der ungeheuren Menge, bis der Papst unbeweglich und weiß den Segen erteilt. Die festliche Beleuchtung des Peterplatzes gleicht dem Werden des Feuers; nach und nach erfäßt das Licht alles und der große Obelisk erscheint als ein „riesiges Ausrußzeichen hinter dem Bewunderungsschrei des Volkes“.

Wir sehen blinde Knaben Hand in Hand durch den St. Petersdom schreiten, dessen Größe sie nicht sehen, sondern nur ahnen können, wenn ihre jungen Stimmen vom Gewölbe wiederhallen.

Wir hören die deutschen Pilger in Santa Maria Maggiore mit rauher Stimme Weihnachtslieder singen und ihre deutschen Gebete im Chor sprechen „mit Kraft, wie wenn sie Steinquadern aufeinander türmten“. In Neapel ist der Himmel durchwirkt von Licht und Heiterkeit und die Lippigkeit des Bildes beansprucht alle fünf Sinne auf einmal. In Pracht und Fülle liegt die Stadt vor uns, umgeben vom Land, „das zu schön und zu verführerisch ist, daß Halbheiten Raum finden“.

könnten" und wo man das Leben „ganz nehmen oder ganz verneinen muß“. Umso stärker taucht deshalb in Pompeji die Ungeheuerlichkeit des jäh abgebrochenen Lebens vor uns auf.

Wir sehen Ferrara mit seinen viereckigen Türmen und der berühmten Kathedrale, welche die ältesten italienischen Elfsilbler trug. Ferrara, rot von Ziegeln und Terracotta, ruhig wie eine üppige Bäuerin, woher mag es das Feuer genommen haben, um die glühende Leidenschaft eines Savonarola zu gebären?

Dann das müßige Lucca, das innerhalb der Stadtmauern und Hügel seinen alten Traum weiterträumt. In der Kathedrale schlafst die junge Ilaria einen glücklichen Schlaf. Auf dem Sarkophag liegt die steinerne Schöne, ganz eingeschlossen vom weiten Gewand, aus dem nur die feinen Hände ragen und, aus einem blütenzarten Kragen, der schöne Kopf, der lässig auf dem Kissen ruht. Auf dem Munde schwebt der Hauch eines Väschelns, noch scheint die Brust zu atmen, während die Putten des Jacopo della Quercia sie umtanzen und ihr zu Füßen wachsam der treue Hund liegt.

Einen der stärksten Eindrücke bildet wohl die Beerdigung in der Kathedrale zu Orvieto, dieser Kirche, die außen so fröhlich aussieht, weil alles an ihr „glüht, zuckt, emporsteigt“. Doch im Relief der Säulen hat die grausame Phantasie eines Trecento-Bildhauers die Qualen der Verdammten dargestellt, und auf die Wände hat Luca Signorelli mit männlicher Festigkeit das jüngste Gericht gemalt. In der Mitte der Kirche stehen Frauen unbeweglich um einen Sarg, so still, daß einer das Wachs der Kerze auf die behandschuhte Hand tropft und von da auf den Boden. Da setzt die Orgel ein und das Dies Irae scheint aus Himmelsposaunen zu erdröhnen, die Frescogestalten des Luca Signorelli werden lebendig, die Toten auferstehen zum Jüngsten Gericht. Es beten die Leute, es betet die Orgel, es beten Tausende von Flammen und die Priester im Trauergewand.

Die gleiche Darstellungskraft findet sich in der Beschreibung der Erde. So die Landschaft um Ferrara: „unter dem niedrigen schlaftrigen Herbsthimmel entfernen sich glatt die Felder, verlieren sich in zarten perlfarbenen Verschleierungen hinter den spärlichen Bäumen, enden am Horizont in einem dünnen Streifen von unwahrscheinlichem Blau“. In der Romagna haben die Feldarbeiten einen epischen Ton, eine religiöse Feierlichkeit und die „aufgewühlte Scholle glänzt in der Sonne wie gebräuntes Silber“. Der Fleiß lombardischer Erde, den Vergil besang, ist „fruchtbar und heiter, gold und grün gesprengelt unter dem leuchtenden Himmel, der vor den erstaunten und gierigen Blicken der Barbaren auftauchte“. Dort wachen in schweigender Nacht die Schatten von Catull, Vergil und Dante, und die Leuchttürme auf den Feldern der Erlösung Italiens erinnern daran, wieviel die Größe und die Einigung des Vaterlandes gekostet.

Doch inmitten der Größe und Schönheit Italiens erwacht immer wieder die Liebe zur eigenen, bescheideneren Heimat. In Rom überkommt den Dichter mitten auf der Piazza Navona die Sehnsucht nach grünen Gärten; da kaufst er sich an einem Bücherstand für eine Lire ein Buch von Francesco Chiesa, das staubig und müffig gewesen sein mag; für ihn jedoch bedeutete es guten Heimatgeruch nach feuchter Erde und frischen Knospen, und plötzlich verwandelt sich Piazza Navona in ein grünes Tessinerdorf.

Das eigene Dorf beschreibt Bianconi eindrücklich und schlicht: „eine Handvoll graue Dächer mit einigen Flecken von roten Ziegeln, wenig Häuser und viele Ställe, die Kirche mit dem kurzen romanischen Campanile, die häßliche Schule, versteckt in Kastanien und Neben“. Und Molare ist „ein winziges Dorf, das der menschlichen Mittelmäßigkeit angepaßt ist. Die Häuser sind aus Lärchenholz und liegen aufeinander wie um sich zu wärmen“. Der Dichter beschreibt uns die Schönheit eines nebligen Herbsttages in den Bergen, den strahlenden Sonnenaufgang in den Höhen, die Reinheit einer Bergmesse im klaren Morgen. Der Gedanke der Heimat verläßt ihn nie, ob er in Pompeji an die ersten Ausgrabungen des Tessiners Fontana erinnert, oder in Freiburg mit den Studenten die alten Lieder vom Tessin singt, die gedehnt und schwermüdig sind und nichts mit den exportierten sogenannten Tessinerliedern gemein haben.

Viele interessante Betrachtungen enthalten diese „Ausschnitte“: eine Verteidigung des Vorbeers, Gedanken über die Poesie im Unterricht, über literarische Werke. Aber immer spüren wir, daß der Schriftsteller mit seinem ganzen Herzen

dabei ist, ob er über die unnatürliche Einsamkeit des Radiovortrages am Mikrophon klagt, oder die Wolken besingt, die „sich von der Sonne ernähren und abends mit dem Wiederschein des Lichtes den Tag verlängern“.

Mit diesen Wolken, die das Licht festhalten, lassen sich viele der „Ausschnitte“ vergleichen, die uns helfen, Gesehenes nachzuempfinden und Neues mitzuerleben. Die lieben einzelnen Bildchen vereinen sich so in Schönheit und Kunst zu einem festen inhaltsreichen Gefüge.

Valerio Abbondio: Intimo Cielo. S. A. Tipogr. Editrice, Lugano 1940.

Um zu diesem Lyriker und zu seinem „inneren Himmel“ zu gelangen, muß man ihn suchen. Wie der Lehrer Valerio Abbondio ganz bescheiden, verborgen und anspruchslos in Lugano lebt, so schreibt er mit kindlich reinem Herzen das Hohelied seiner Seele, die nach ihrer Bestimmung und nach Erlösung strebt.

„Die Seele ist ein Licht, das in einem matten Körper eingeschlossen ist; sie sehnt sich nach einem klareren Tag, der weder Sonnenaufgang noch Abenddämmerung kennt“. Immer kehrt die Trennung wieder: wir sehen den Dichter im Schatten stehen, beglückt und doch traurig, und sich nach dem Lichte der Erlösung sehnen. Wenn er es auch liebt, „den eigenen Schritt im Nebel zu spüren“, so muß sich dieser Rebel doch teilen: „die Schatten verfliegen im grauen Abgrund, ein weißer Flügelschlag hat sie vertrieben“. Immer hebt sich der Schatten gegen das Licht ab: dunkle Reiter durchqueren eine weiße Ebene, auf der ein goldener Schimmer liegt; die goldene Arnika leuchtet in der schlafirigen Farblosigkeit; die schwarzen Raben fliegen in der Sonne und gehen im ungeheuren Blau unter; die Schatten flechten dünne Gewebe auf den goldenen Boden. Die Bilder sind licht und duftig. Weiß und Silber sind die Lieblingsfarben des Dichters, weil sie dem reinen Licht so nahe sind. Schnee und Wolken, weiße Azaleen, die „rein wie der Schlaf eines Kindes sind“ oder „wie das Erzittern eines Sternes, der schon vom weißen Morgenlicht verschleiert ist“. Die Tannenwipfel im perlfarbenen Himmel sind wie die Gipfel der Welt, die, von Gebet erfüllt, auf das Erscheinen der Sterne warten. Zu den Sternen schaut auch Abbondio hoffend auf; die Sterne, die „wachen und glühen“, erwecken in ihm die Sehnsucht der Unsterblichkeit, und es ist ein Stern, „der alle führt zum Himmel“.

Ruhe und Frieden findet er in der Natur. Er liebt die Wolken, die langsam und weiß über die Berge ziehen; man kann in sie versinken, bis die Seele „ganz Traum und Himmel wird“ und sie bringen den Menschen an die Grenze der Zeit und der Ewigkeit. Friede liegt auch in den Klängen des Mähers, der die Sense dengelt, im Geläute der Herden, in der Wiese, durch welche der Bach rieselt und das hohe Gras bewegt „wie mit einem fortwährenden Wimperzucken“. Und wenn leise Wehmut den Dichter übersäßt bei der Vorahnung des Herbstes und dem Erscheinen der ersten Herbstzeitlosen, dann vermag die Ruhe der silbernen Kreuze auf dem Friedhof ihm Trost zu spenden. Das Wissen um die ersten Anemonen, die alljährlich wiederkehren, bedeutet Hoffnung: der Kreislauf geht weiter, Leben wird zu Tod und Tod zu Leben. Deshalb „sei nicht betrübt, wenn Du dem Tod begegnest, sondern sieh' die glänzenden weißen Flügel, die im frohen Blau hinüberfliegen“. Die Antilize der Schatten werden „lebendiger als das Leben“. Man sollte die „Heiterkeit des Todes besitzen, um des ewigen Geschenkes würdig zu werden“. Der Tod ist ein Bruder und das Erdische nur eine Voraussetzung zum ewigen Leben: „Leben, das beendet wird, um ewig aufzublühen“. Wenn der Dichter den Zwiespalt sieht zwischen der Leichtbeschwingtheit der Seele und dem dumpfen Gewicht des Leibes, der sie einschließt und verbannt, so empfindet er den Tod als einzige Erlösung, und in der Trauer des Todes steht als einziger Trost das Wort Christi. Damit kommen wir zum Kernpunkt dieser Dichtung: die Liebe zu Gott. Gott ist der Friede, die einzige wahre Liebe. Wohl kann man sich für einen Augenblick in die selige Luft Gottes erheben, aber diese Seligkeit ist im Leben vergänglich, da der Mensch zwischen Tag und Nacht geteilt ist. Erst der Tod in Gott kann uns vom Schmerz dieser Vergänglichkeit erlösen. Gott spürt der Dichter auch auf Erden überall, im blühenden Busch, in der Einsamkeit, in der Stille der Seen, im ewigen Schweigen der Sterne. Da das Antlitz Gottes allgegenwärtig ist, heißt die letzte Weisheit: „genießen und beten“.

Diese große Liebe zum Schöpfer überträgt sich wiederum auf die Schöpfung, auf die Mitmenschen, auf die Heimat. So gibt uns Valerio Abbondio ein Vaterlandslied von solch inniger Schlichtheit, die sogar das Wort „Vaterland“ meidet:

Dies groß're Haus . . .

Dies groß're Haus, das Du uns schenkest,
Zu seinem Schutz von Gipfeln hoch umringt,
Laß' Deinen Blick, o Herr, in Gnaden auf ihm ruh'n.
Von Kind auf lernten uns're Augen,
In seinem Felsenantlitz Deine Macht zu schau'n
Und Deines Lächelns Strahl im Sonnenglanze seiner Seen.
So sahen es schon uns're Väter,
Die Stirn mit Schweiß und Blut beneckt.
In tiefer Erde noch erblicken sie's im Traum.

Renata Eggenschwyler.

Erziehungsfragen.

Dr. Willi Meister: Volksbildung und Volkserziehung in der Reformation Huldrych Zwinglis. Band 5 der Sammlung: „Erziehung und Schule“. Zwingli-Verlag, Zürich 1939.

Die führende Stellung der Stadt Zürich in allen Erziehungs- und Bildungsfragen geht zweifellos auf ihren großen Reformator Huldrych Zwingli zurück. Es ist uns das nicht mehr bewußt, denn von Zwingli als Erzieher kennen wir wenig. Nur ein unscheinbares Büchlein, „Auf welche Weise edle Jünglinge zu bilden seien, einige wenige Anweisungen von Huldrych Zwingli“, — später kurz das „Lehrbüchlein“ genannt, gibt eine kurze Zusammenfassung der erzieherischen Gedanken seines Verfassers. Es trägt das Datum vom 1. August 1523 und war von Zwingli verfaßt für seinen Stieffjohann Gerold Meyer von Knonau als „Badenschenke“, d. h. als Geschenk nach der Rückkehr einer Kur in Baden. Dieses Lehrbüchlein, das in der vorliegenden Schrift eine eingehende Würdigung erfährt, konnte nicht allein die große volkserzieherische Wirkung auslösen, die Zürich damals erlebte. Der Grund lag vielmehr im ganzen Wirkungskreis Zwinglis und seiner Mitarbeiter. Er verstand es, auf Grund des Wortes Gottes, des unverfälschten, reinen Evangeliums, den Rat der Stadt und das Volk selbst mitverantwortlich zu machen für das Gedeihen des öffentlichen und privaten Lebens. Aus solcher Verantwortung beschloß der Rat am 29. September 1523, auf Grund des von Zwingli ausgearbeiteten Programms, die Errichtung einer theologischen Lehranstalt, die zwei Jahre später eröffnet wurde. Damit war der Grund gelegt für die Entwicklung des höheren Bildungswesens der Stadt Zürich, die in der Gründung der Kantonschule und der Universität 1832 einen neuen Aufschwung erlebte. Ich möchte hier darauf hinweisen, daß der unbedingte Gehorsam eines Mannes der „Schrift“ gegenüber von solcher Wirkung war, daß sein Ergriffensein auf die Staatsführung und damit auf das Volk überging.

„Viele Gemeinden“, so führt Meister aus, „geben die Zusicherung, mit der Obrigkeit zusammen, „mit Leib und Gut“ treu zum Gotteswort zu stehen. Diese Einheit im Worte Gottes suchte der Rat zu festigen und zu fördern. Unter der Autorität des göttlichen Wortes, ausgelegt durch Zwingli und die öffentlichen Disputationen, gingen kirchliche und staatliche Autorität im Zürcher Rat eine Personalunion ein.“

So wurde der Staat eigentlich geleitet von der Kraft des göttlichen Wortes. Von hier aus ging die Verpflichtung zu besserer Bildung. Von hier aus geschah eine bedeutende Hebung des sittlichen Empfindens im Volke. Von hier aus wurde sogar die Gesetzgebung geadelt. Es ist wichtig, uns heute die Tatsache wieder in Erinnerung zu rufen und zur Verwirklichung aufzufordern. Das Schweizervolk ist ein christliches Volk, und die Gründung der Eidgenossenschaft war eine Tat des Glaubens. Darum begrüße ich das Erscheinen dieser Schrift, weil sie uns wieder an die Grundlagen unseres Staates erinnert und zeigt, wie sie zur Zeit Zwinglis verwirkt worden sind.

Die einleitende Untersuchung über die „naturalistische“ und „idealistische“ Pädagogik scheint mir nicht restlos geglättet, obwohl sie als wissenschaftliche Begründung der ganzen Arbeit, die als Dissertation erschienen ist, notwendig war. Hier aber, in der allgemeinen Ausgabe, hätte sie mit Vorteil fallen lassen werden können, da sie in den nachfolgenden Ausführungen nie mehr eine Rolle spielt.

Die weltanschaulichen Grundlagen der Erziehungslehre Pestalozzis. (Gestalt und Gemeinschaft) von Dr. Hugo Möller. Neue deutsche Forschungen, Band 6. Abteilung Pädagogik. Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin 1940.

Die vorliegende Schrift ist ein Beweis dafür, wie die neueste deutsche Forschung dem Wesen der Pestalozzischen Erziehungslehre so nah als möglich kommen möchte. Wenn es der Nachwelt ohnehin schwer fällt, das Empfinden, Denken und Glauben eines großen Mannes so zu verstehen, wie es wirklich war, so ist das bei Pestalozzi erst recht der Fall.

Bei der Lektüre dieser Schrift habe ich den Eindruck erhalten, es sei dem Verfasser erfreulich gut gelungen, das Wesen Pestalozzis zu verstehen. Er legt die beiden Zentralbegriffe der Pestalozzischen Erziehungslehre: Die Gestalt, als den Hauptbegriff der Methode und die Liebe, als den Inbegriff der sittlichen Erziehung, insofern glücklich dar, als er das wissenschaftliche und das künstlerische Moment vielsagend und sich ergänzend vereinigt, ohne den wissenschaftlichen Wert durch die Beachtung des Künstlers in Pestalozzi zu beeinträchtigen. Der Leser empfindet Pestalozzi selbst und nicht seinen Interpreten.

Rein sachlich durchgeht der Verfasser den Prozeß der Auseinandersetzung und zeichnet den Begriff der Gestalt in diesem Prozeß als den Mittelpunkt, um den sich der ganze Erkenntnisprozeß dreht. In gleicher Weise wird der Begriff der Liebe als der Ursprung alles sittlichen Verhaltens dargestellt im Sinne Pestalozzis, der „sich auf die Kräfte der Zeit stützend, das christliche Gebot der Liebe zur höchsten Norm des sittlichen Bewußtheins erheben mußte.“

Die Schrift erhält eine wertvolle Ergänzung in einem kritischen Vergleich der Auffassung Pestalozzis im Gegensatz zu derjenigen Dölektats. Auch die beiden großen Zeitgenossen Goethe und Kant erfahren eine, wie mir scheint wahre, leider nur skizzenhaft angeführte Abgrenzung zu Pestalozzi.

Werner Wegmann: Ignaz Thomas Scherr. Ein Kapitel zürcherischer Schulgeschichte 1830—1839. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau 1941.

Das Interesse für die Persönlichkeit des ersten zürcherischen Seminardirektors ist wieder lebendig geworden. Erst kürzlich hat uns Prof. W. Klinke Scherrs „Erlebnisse im Zürichbiet“ zugänglich gemacht. (J. Thomas Scherrs Erlebnisse im Zürichbiet 1825 bis 1842. Ein Kampf für Bildung und Freiheit. Verlag Albert Müller, Zürich *.) Jede Selbstdarstellung aber ist notwendigerweise subjektiv, denn Klinke hat sich nur auf ein Nachwort beschränkt und Scherr selbst zu uns reden lassen. Wir begrüßen es daher sehr, daß Werner Wegmann den mühsamen Versuch unternommen hat, die ganze Problematik um Scherr und seine Gegner und Gönner, wissenschaftlich zu prüfen und einander gegenüberzustellen. Ich sehe in dieser Dissertation eine notwendige Ergänzung zu der Veröffentlichung Klinkes. Die verwinkelten Zustände der damaligen Schulpolitik, das Ringen um eine neue Staatsform, die auf und niederwogenden Bewegungen zu Stadt und Land, die Einflüsse der Kirche, das alles zu überblicken war Scherr selbst gar nicht möglich als Kind seiner Zeit. Rückblickend ergibt sich für uns ein viel klareres Bild, und wir sind zu dieser Klarheit verpflichtet. Die zürcherische Schule verdankt Scherr soviel, daß auch eine wissenschaftliche Darstellung ruhig gewagt werden kann, ohne Gefahr zu laufen, die Bedeutung Scherrs irgendwie zu beeinträchtigen. Vieles aber, was Scherr selbst nicht objektiv zu sehen vermochte und — wie mir scheint idealisiert gesehen hat — das erfährt nun in der Darstellung Wegmanns die nötige objektive Bewertung. Es ist außerordentlich interessant und ausschlußreich, beide Bücher miteinander zu vergleichen. Jedes gewinnt durch das andere, und der Leser erhält ein Bild des ersten zürcherischen Seminardirektors in subjektiver Schau und objektiver Darstellung, wobei er sich dann selbst sein Urteil bilden mag.

*) Siehe Besprechungen Schweizer Monatshefte November 1940, Seite 373 und Januar 1941, Seite 509.

Prof. Dr. Hanselmann: Grundlinien zu einer Theorie der Sondererziehung (Heilpädagogik). Rotapfel-Verlag, Zürich-Erlenbach 1941.

Die im Jahre 1930 vom gleichen Verfasser und im nämlichen Verlag erschienene „Einführung in die Heilpädagogik“ bildet gleichsam den 1. praktischen Teil zu dieser, nun wissenschaftlich gefassten „Theorie der Sondererziehung“. — Der Verfasser hat den mühsamen und doch so reizvollen Versuch unternommen, die Heilpädagogik nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu fassen und darzustellen. Dieser Versuch ist ihm meisterhaft gelungen. Im wesentlichen hat er, wie es mir scheint, eine dreifache Arbeit geleistet: die Sichtung, Abgrenzung und Umschreibung der ganzen, in Betracht kommenden Materie. Durchgehen wir sie kurz:

1. Die Sichtung: Aus dem überreichen Material von Aufsätzen, oft nicht leicht zugänglichen Zeitschriften, Broschüren und einschlägigen Werken, hat der Verfasser hervorgehoben, was als Baustein für die neue Wissenschaft der Sondererziehung notwendig und brauchbar war. Wertvolle Zitate bereichern in lebendiger Weise diese Darstellung. 2. Die Abgrenzung: Da bisher viele andere Wissenschaften in das Gebiet der Sondererziehung hineingespielt haben, so galt es, einen sauberen Strich zwischen ihnen zu ziehen, als da sind: Psychologie, Ethik, Soziologie u. a. m. und der neu entstandenen selbständigen „Sondererziehung“. So geht denn diese jüngste der pädagogischen Wissenschaften, als eine selbständige, unter diesem Titel, ein in das Gebiet der andern Wissenschaften. Für jeden Heilpädagogen, oder also Sondererzieher, muß diese Trennung als wohltuend empfunden werden. 3. Die Umschreibung: Eine Wissenschaft kann nur dann Anspruch erheben, es zu sein, wenn sie ihre eigenen, wie Herbart sagen würde: „einheimischen Begriffe kultiviert“. — Auch hier ging es also darum, die Begriffe der Sondererziehung zu finden, zu prägen und damit für die wissenschaftliche Arbeit brauchbar zu machen. Auch diese Leistung konnte nur einem Verfasser gelingen, der im ganzen Stoffgebiet umfassende Kenntnis mit souveräner Beherrschung verbindet.

So liegt denn der erste, gründlich durchdachte Versuch einer Sondererziehung als Wissenschaft vor, ein Werk, das nicht umgangen werden kann, das im Gegen teil zum Ausgangspunkt der neuen Wissenschaft geworden ist.

Ein reichhaltiges, katalogmäßiges Literaturverzeichnis ergänzt das zu einem Markstein in der Heilpädagogik gereiste Werk der Sondererziehung.

Alfred Stüdelberger.

Bücher-Eingänge.

(Besprechung vorbehalten.)

Alerhielm, Hans: Schwert unterm Kreuz. Mit dem schwedischen Freikorps im Finnlandkrieg. Evangelischer Verlag AG., Zollikon 1941. 93 S., Fr. 3.50.

Beizner, Friedrich: Geschichte der Deutschen Elegie. Walter de Gruyter, Berlin 1941. XIII, 246 Seiten, M. 10.50.

Edstein, Ostar: Die andere Seite. Ein Buch vom mißverstandenen Amerika. Francke, Bern 1941.

von Muralt, Leonhard: Alte und neue Freiheit in der helvetischen Revolution. Akademische Antrittsrede. Schultheß, Zürich 1941. 32 Seiten.

Rüfer, Alfred: Novate. Eine Episode aus dem Revolutionsjahr 1793. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1941. 223 Seiten, Fr. 9.50.

Scherer, Carl Wilhelm: Die westfälischen Famgerichte und die Eidgenossenschaft. Sauerländer, Aarau 1941. 237 Seiten, Fr. 10.—.

Schumacher, Edgar: General Ulrich Wille. Gesammelte Schriften. Frez & Was muth, Zürich 1941. 650 Seiten mit 4 Bildbeilagen, Fr. 12.80.

Wächter, Emil: Der Prestigegedanke in der deutschen Politik von 1890 bis 1914. Sauerländer, Aarau 1941. 250 Seiten, Fr. 8.—.